

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 137.

Berlin, Donnerstag den 14. November

1844.

Belgien.

Ueber die Schriftsteller Gents und die vlaemische Bewegung.

Von Louise von Ploennies.

Nachdem ich hier in Gent alle Dichter und Schriftsteller kennen lernte, überzeugte ich mich, daß es eine irrige Ansicht von mir war, als ich Gent für den Sitz der vlaemischen Bewegung hielt. Wohl ist sie von hier ausgegangen, aber in neuerer Zeit verhält sich Gent ruhig und überläßt das Weiterschreiten Antwerpen. Dieses Stillstehen der einen und Fortschreiten der anderen Stadt scheint mir indessen ziemlich natürlich aus den Verhältnissen hervorzugehen, und eine etwas nähere Beleuchtung der Dichter, ihrer Richtung und ihrer Stellung wird vielleicht meine Ansicht rechtfertigen. Willems, welcher durch Gelehrsamkeit, wie auch dadurch, daß er die Initiative für die vlaemische Bewegung ergriff, an der Spitze der Genter Literatoren steht, hat schon seit längerer Zeit aufgehört, thätkräftig für die Sache zu wirken. Sein Rynhard de Vos ist zwar ins Volk eingedrungen, und von seinem früheren Fleiß und Eifer für die Muttersprache zeugen seine vortreffliche Geschichte der vlaemischen Literatur und sein Gedicht an die Belgier, jedoch scheint er jetzt auf seinen Lorbeern ruhen zu wollen. Außer dem belgischen Museum, welches viermal im Jahre erscheint und hier und dort gelehrte Anmerkungen von ihm enthält, gab er seit mehreren Jahren nichts mehr heraus. Seine Stellung im Staat und seine Persönlichkeit halten ihn dem Volke fern. Seine Haltung erinnerte mich sehr an Goethe's kleine Statue von Raach. Van Duyse, Stadt-Archivar von Gent, war, gleich Willems, einer der Ersten, welche strebten, ihre Muttersprache wieder zu Ehren zu bringen. Seine drei Bände vaterländische Poesie geben manchen schönen Beweis davon. Van Duyse hat außerdem viel geschrieben und sagte lachend: man könne ihm aus seinen eigenen Schriften den Scheiterhaufen bauen. Aber dieselben sind nicht ins Volk übergegangen, sie sind nicht einfach genug, um von ihm begriffen zu werden. Van Duyse ist ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, außer den lateinischen und griechischen Klassikern hat er die ganze holländische und französische Literatur inne und ist selbst der deutschen nicht fremd. Mit einem seltenen Gedächtniß, welches ihm jeden Augenblick erlaubt, einen Edelstein seines reichen Schatzes glänzen zu lassen, verbindet er eine große Leichtigkeit der Improvisation und ist durch dies Alles ein sehr angenehmer Gesellschafter. Gleichzeitig mit Van Duyse war Verdier mit einer kleinen Sammlung vlaemischer Gedichte aufgetreten und hörte auch nicht auf, ein begeisterter Verehrer der vlaemischen Sache zu seyn. Noch im Jahr 1840 erschienen seine Letteroeseningen, worin er unter Anderem beherzigende Worte über die Frage spricht: Welches sind die Ursachen des seit 30 Jahren in Flandern zunehmenden Verfalls der niederdeutschen Sprache, und welches sind die geeignetsten Mittel, ihr unter den gegenwärtigen Umständen den alten Glanz wiederzugeben?

Vh. Blommaert hat sich bedeutende Verdienste durch die Herausgabe altvlaemischer Denkmäler erworben, seine eigenen Gedichte behandeln kräftig nationale Stoffe. Die Jaerboekjes enthalten manche schöne Dichtung von ihm: Flanderns Leuw, Bauduin, Nibelungen Lied, Theresia. Dies letzte Gedicht durchlesend, verfiel ich plötzlich in die sonderbare Stimmung, welche mich schon manchmal beim Anblick einer schönen Gegend erfasste, eine dunkle Ahnung oder Erinnerung, daß ich sie schon einmal im Traume gesehen.

Ik denk aen u, wanneer het oosten
Verlicht wordt door de morgenzon,
Ik denk aen u, al't licht der maan
Sich spiegelt in de bron.

Ik zie u, als er in de verte
Een stofwolk ryst langs't zandig spoor,
Of als ik's avonds op de strate
Der reizers stappen hoor.

Ik hoor u, als de waetren ruischen,
Of als de wind het loover kost;
En dikwyls zelfs in stille stonden
Waer alles swygt en rust.

'K ben steeds by u, hoe ver gescheiden,
Zweeft gy in schaduw aen my zy',
De zonne zinkt, de sterren ryzeg,
O waert gy nu by my!

Plötzlich zerriß der Nebel, aus dem sich meine Erinnerung zu befreien suchte, und ich rief:

Die Sonne sinkt, schon leuchten mir die Sterne,
O, waert du da!

Blommaert ist ein gemüthlicher, lebenswürdiger, etwas indolenter Mensch. Sein Gesicht ist interessant und ausdrucksvoll, der sehr dunkle Teint und die schwarzen Augen geben ihm ein spanisches Ansehen.

Ich glaube, daß man Ledegant mit Recht an die Spitze der neueren Dichter Belgiens stellen kann. Nydwyf ist vielleicht genialer, Ledegant dagegen ist eine harmonische Natur und weiß seinen poetischen Gedanken immer eine edle schöne Form zu geben. Seine Sprache ist sehr melodisch und von der höchsten Reinheit, dabei hat er ein eigenes Talent, durch den Klang der Worte die Natur wiederzugeben. Alle Zeit, welche seine Schulberufsschäfte ihm übrig lassen, weicht er der Poesie und einem gemüthlichen Stillleben. Er hat eine anmuthige junge Frau, die Tochter eines geachteten Dichters, und verlebt mit ihr mitten im Geräusch der großen Stadt Gent seine Tage in beglückter Liebe und Ruhe. Das Album der lebenswürdigen Virginie bewahrt manche duftige Blüthe der Liebe. Ich konnte mir's nicht versagen, einen kleinen Raub daran zu begehen.

Virginie, diese Blüthenglocken,
Sie können nicht durch Schimmer loden,
Durch Farbenpracht, des Kenners Blick.
Es liegt der Grund, darauf sie sprossen,
Im stillen Herzen eingeschlossen,
Dort blühen sie auf in stillem Glanz.

Nicht hier ist sie als stolze Blüthe,
Als Sprossen nur von dem Gemüthe,
Das einzig für dich lebt und glüht.
Als Fräule nicht, die zaub'risch golden,
Als Knospen nur, die in der holden
Luft deines Eigenthums erblüht.

Ins Gebetbuch seiner Frau hat der gemüthvolle Dichter folgende Zeilen geschrieben:

O, Geliebte! wenn durch Wolken
Feurig aufschwebt dein Gebet,
Trag' es mit empor das meine,
Ungehört bleibt kein Gebet,
Wo die Liebe für die Liebe
Zu dem Gott der Liebe steht.

Eine andere Dichtung, welche ein junger Poet, Vouhel, dem glücklichen Paare weihte, schien mir durch Zartheit der Empfindung der Uebersetzung würdig.

Es war im Winterabendschein,
Wenn glänzend Weiß die Erd' umschmieget,
Wenn auf dem kalten Ast sich wieget
Gleich wie im Traum das Vögelein.

Wenn heller durch die stille Nacht
Der Gloder ohne Töne klingen,
Sich durch die eifgen Lüfte schwingen,
Gleich einer Stimme, die einsam wacht.

Wenn in dem weiten stillen Wald
Ein wenig Holz sich sucht der Aeme
Und seufzet, daß der Lenz, der warme,
Verdrängt ward von des Frost's Gewalt.

Wenn um den Rand vom edlen Feich,
Wo matt sich lieh der Vogel nieder,
Umhergestreut das Flaumgesieder,
Daß ihn gedeckt so warm und weich.

Und wenn uns leih der Frost durchdehnt,
Der Alles fast mit hangen Schauern,
Wir gerne sähten zu den Mauern,
Wo Harmonie und Liebe lebt.

Da strahlte mir aus Winternacht
Dein leuchtendes Ahs!, o Dichter,
Drin glänzten mir wie gold'ne Lichter
Der Lieb' und Leier Doppelmacht.

O, wie ein solches Licht durchbricht
Die Dämmerung so zaubermächtig,
Es scheucht die Schatten, womit nächtig
Der trübe Winter uns umflücht.

Und wie so schön die Dichtung klingt,
Wenn treue Liebe die Afforde,
Gleich wie das Echo holde Worte,
Ihr nach mit süßer Stimme singt.

Ich schied, beglückt, daß solch ein Paar,
Des Glücks so werth, solch Glück empfangen;
Der Mond war droben aufgegangen,
Stand bei dem Abendsterne klar.

Ein Vorhang wob der Nebel dort
Sich um ihr Licht; gerührt erhob
Sich meine Augen fromm nach oben,
Und betend sprach ich dieses Wort:

O Liebe! Strahl voll reinem Heil,
Dir darf, wie unserm Aug' auf Erden,
Nur halb das Räthsel sichtbar werden,
Der Engel sieht den schönern Theil.

Rens, der Herausgeber der Jaerboekjes, hat ein ausgesprochenes Talent für die poetische Form und die Reinheit der Sprache. Weniger phantasiereich und originell als van Nyswyk in Antwerpen und nicht so innerlich poetisch wie Ledeganck, eignet er sich mehr für die Uebersetzung fremder Meisterwerke. Die Jaerboekjes haben in dieser Art manches Gelingen von ihm gebracht, und wir werden in Zukunft gewiß darin unsere neueren deutschen Dichter durch seine Vermittelung finden. Der Baron Jules de St. Genois, Bibliothekar in Gent, hat seit einigen Jahren angefangen, in seiner Muttersprache zu schreiben. Vorher hatte er seine Werke in französischer Sprache herausgegeben. Aber in der Vorrede zu seinem Romane Anna entwickelt er die Gründe, warum er es für recht halte, in beiden Sprachen zu schreiben.

Serrure (Prof. an der Universität) huldigt der Poesie nicht, einige Gedichte ausgenommen, die er in früher Jugend schrieb, kenne ich fast nur literarhistorische Arbeiten von ihm. Mit besonderem Eifer widmete er sich der älteren vlaemischen Literatur, und seine Sammlung älterer Ausgaben von vlaemischen Volksbüchern ist wohl die kostbarste, die es giebt. So sah ich bei ihm die seltensten, prächtigsten und ersten Exemplare von Paris und der schönen Siemie, von Margarethchen von Limburg, von Karl und Eliaf, von Gottfried von Bouillon, von Roelof dem Schmied, die Geschichte des trojanischen Krieges, Jason, Saladin u. s. w. Das letzte hat er mit vielen Schwierigkeiten für 134 Fr. erobert. Außerdem besitzt er eine vollständige Sammlung alt-vlaemischer Dichter und ein sehr bedeutendes Münz-Kabinet. Er ist Mitarbeiter an den meisten numismatischen Journalen und hat sich außerdem in Deutschland einen Namen erworben durch seine Mittheilungen in Mone's Anzeiger.

Auch Spyers that wenig für die Poesie, doch desto mehr für die Ausbildung der Prosa. In Holland geboren, kam er schon früh nach Belgien, wo er bald nachher mit einer Uebersetzung der Iliade Homers auftrat. Dieser folgten tiefe und schöne Abhandlungen über die Kunst der Alten, denen er überhaupt mit Herz und Seele angehört. In neuester Zeit sahen wir ihn an der Redaction der „Gazette van Gent“, in der er nebst manchen schätzbaren politischen Uebersichten auch eine gute Zahl tüchtiger Kritiken lieferte. In diesen ist er eben so wahr als scharf, literarische Gegner drückt er mit einer Satyre, der wir in solchem Grade in den Niederlanden noch nicht begegnet sind.

Eine eigenthümliche Erscheinung in Gent war mir Snellaert, durch die hervorragende Schärfe seines Verstandes. Er ist nie als Dichter aufgetreten, dagegen um so kräftiger und einflussreicher als Kritiker und Literarhistoriker. In letzterer Eigenschaft zeichnete er sich besonders aus durch seine von der Brüsseler Akademie gekrönte Abhandlung über die Geschichte der Poesie in den Niederlanden bis zu Albert und Isabella. Als Kritiker trat er vor Allen in dem Konst en letterblad auf, wo er sehr richtige Winke gab und manchen Beweis lieferte, wie tief er den Standpunkt der jungen Literatur kenne und ihre Vorzüge und Gebrechen durchschaue. Vielleicht ist er der Einzige in Gent, der das Geniale der Antwerpner Schule zu würdigen weiß, wenigstens wagte er allein von allen Genter Schriftstellern dies öffentlich in klaren und wahren Worten auszudrücken. Mehr als einmal fanden wir Erklärungen dieser Art in dem Konst en letterblad, in welchem er sich eben so unumwunden gegen die alte rhetorische Schule ausspricht. Dies konnte ihm in Gent um so weniger Freunde erwerben, als dort noch die meisten in den Fesseln der alten Schule gefangen sind. In Brüssel oder Antwerpen würde er mehr an seiner Stelle seyn. (Schluß folgt.)

Spanien.

Reisebilder aus Spanien.

Von Edgar Quinet.

III. Die Stiergefächte.

Da ich in der späten Jahreszeit nach Spanien kam, so durfte ich wohl befürchten, daß ich keine Stiergefächte sehen würde. Aber um die Ungebuld der Einwohner von Madrid zu beschwichtigen oder wach zu erhalten, läßt man im Winter novillos los, d. h. solche Stiere, die noch nicht das Todesalter erreicht haben und Wuth und Hörner in vorbereitenden Kämpfen prüfen sollen. Indes sind diese Vorspiele oft gefährlicher, als die regelmäßigen Stiergefächte, denn ich sah dabei einen Menschen ums Leben kommen. Höchstens hoffte ich also einige von diesen Spielen zu sehen, mit denen der Eid sich als Knabe amüßete, und ich war nicht wenig erstaunt, als mir heute Morgen Gomero mit seiner gewohnten Gravität das Programm brachte, in welchem das Ayuntamiento excellentissimo für heute eine feierliche corrida von wahren Kampstieren ankündigt, die von den renommirtesten Röhren Spaniens — de las vacas mas acreditadas de España — abstammen sollen. Das Ganze wird in eine mythologische Scene eingekleidet seyn, in welcher Vulkan mitten unter seinen Cyclopen und vor den Augen seines Rivalen, der ihm die schöne Leonore streitig macht, die Rolle des Matador spielen soll. Dies Alles sey erfunden zum großen Ruhme der Majorennitäts-Erklärung und Eidesleistung Ihrer Majestät der Königin Isabella II.

Ich bin begierig, dieses Volk bei dem offiziellen Blutbade zu sehen; denn es ist unsehlbar, daß mehrere Menschen verwundet werden. Nein, ich kann

mir die Engelsaugen aus dem Prado nicht auf den blutigen Sand gebietet denken. Noch weniger bin ich im Stande, zu begreifen, wie ich dies Alles werde mit ansehen können . . .

Wenn ich in diesem Augenblicke der Menge folge, geschieht es wirklich nur, um an ihr zu studiren? O über die pedantische Lüge! Der Fremde, der so stolz auf die Milde seiner angeborenen Neigungen ist, verfehlt doch nicht, der Erste bei diesen Nordfesten zu seyn. Bei der Nachricht, daß um diese und diese Stunde das Blut des Minotaurus fließen wird, erwacht in den Menschen das heidnische Element, und im Grunde des Herzens empfinden sie eine wilde Freude darüber, auf eine Stunde in die Centaurenhöhle zu treten. — Der Circus füllt sich; man versichert, daß er zehntausend Zuschauer faßt. Die Loge der Königin ist leer, aber ihr Portrait erseht sie; die politischen Autoritäten Madrids, umgeben von einem prächtigen Generalstab, sind auf ihrem Posten. Zwei Reiter, ganz in Schwarz gekleidet, rücken im Schritt heran. Vor der Loge des Gefe politico machen sie Halt, ziehen ihre breiten Hüte und setzen sie ernst wieder auf. Das Gouvernement grüßt seinerseits, worauf sich die schwarzen Reiter entfernen. Tausende von Jähern bewegen sich ungeduldig.

Der bunte Schwarm der Bandilleros verbreitet sich über die Arena und läßt seine tausendfarbigen Bänder im Winde flattern. Die beiden Picadores zu Pferde, der eine aus Oviedo, der andere aus Valladolid, placiren sich mit vorgestreckter Lanze zu beiden Seiten der Barriere. Der erste ist in Karmosin mit langen Silberfranzen, der zweite in Blau mit Goldfranzen gekleidet. Auf ein Trompeten-Signal öffnet sich die Barriere, und ein schwarzer Stier stürzt hervor; er heißt Mercenario und trägt ein Halsband von Blau und Rosa. Er hat lange spitze Hörner, einen dicken, wilden Kopf, einen breiten Leib, feurige Augen und kurze Beine. In drei Sätzen ist er mitten im Circus, die Phalanx der Bandilleros zerstiebt; er dreht sich um und stürzt auf den Reiter in Blau los. Mit einem Stoß hebt er Kopf und Reiter auf, läßt sie einige Augenblicke auf seinen Hörnern schweben, dann wirft er sie hin, daß sie einer auf den anderen fallen. Er sieht starr auf den Mann, der zu seinen Füßen liegt, der aber bleibt unbeweglich und stellt sich tod; der Stier geht vorüber. Das Pferd versucht zuerst, sich wieder zu erheben, aber es fällt wieder auf die Seite, — noch einige kramphaste Zuckungen — und es ist tod.

Indes hat der Reiter in Karmosin mit der bestia angebunden. Er trabt umher, die Spitze der Lanze gesenkt; wie aber der Stier einen Sprung macht, senkt er ihm die Lanze in den Hals, die schwirrend ein Wimpel in der Wunde zurüchläßt. Der Stier hat den Angriff mit einem wüthenden Stoß erwidert; er preßt die Weichen des Pferdes gegen die Barriere und gräbt eine tiefe Wunde hinein, in der sein langes Horn verschwindet. Noch sind Kopf und Reiter auf den Beinen, aber aus der ungeheuren Wunde des Pferdes hängen die Eingeweide, und dennoch stürzt es von neuem auf den Feind. Bei dieser Bewegung entrollen sich die Eingeweide und schleppen auf dem Sande. Das Pferd verwickelt sich in sie mit dem Fuß und reißt sie, seinen verzweifeltten Lauf verfolgend, mit sich fort. Die starren Augen der Zuschauerinnen ertragen unerschrocken diesen Anblick, und von tausend Lippen ertönt der Ruf: al toro! Der gehorsame Picador führt zum letzten Male das arme castillische Roth zum Kampfe, das mit brechenden Augen Schritt für Schritt, ergeben, gleich einem Verurtheilten, einhergeht. Dieser Anstrengung erliegt es. Aber auch der Picador erhebt sich nicht wieder, und seine Unbeweglichkeit ist keine List. Er hat eine Wunde am Fuße erhalten, von der er betäubt ist. Man trägt ihn ohnmächtig aus dem Kreise. Die Jähler bewegen sich rascher; die Ausrufer benutzen die Pause, um ihre Erfrischungen anzubieten. „Quien quiere agua — Wer wünscht Wasser?“ Denn ein siedehafter Durst vertrocknet die Lippen der jungen Mädchen und Aller, die zum ersten Male diesem Schauspiel beizwohnen.

Ein neues Trompetensignal ertönt. Der Matador erscheint; in seiner Linken trägt er eine kleine rotthe Fahne, in der Rechten ein langes Schwert. So wie dieser Mensch erscheint, fühlt der Stier, daß der tragische Moment für ihn gekommen sey. Die falschen Angriffe der Bandilleros necken ihn nicht mehr; er hört auf, blind hineinzuspringen, er schont seine Kräfte, er berechnet seine Stöße und hält sich seinem Gegner nahe. Vier Schritte vor dem Matador, schwankt er zwischen Fahne und Schwert und bedroht bald eines, bald das andere mit seinen Augen. Endlich hat er entschieden; er senkt das Haupt und stürzt sich auf die Fahne. Diesen Augenblick hat der Matador gewählt, sein Schwert in ihn zu bohren, aber der Stier schüttelt es ab und wirft es blutend weit hin in den Sand. Der Matador nimmt es auf und beginnt den Zweikampf von neuem. Fünffmal dringt das Schwert ins Fleisch, und fünffmal wirft es das heldenmüthige Thier in die Arena. Zwischen und Fläche erheben sich von allen Seiten, eine gewisse Wuth bemisfert sich aller Zuschauer. Der Matador fühlt, daß er ein Ende machen muß. Noch einmal stürzt der Stier auf ihn los, und diesmal verschwindet das Schwert d'una buena y regular ganz in seiner Brust.

Nichts ist befremdender als die Ruhe, die sich nun über die stuhende Menge legt. Der hohe Wuth des Stiers zeigt sich bis zum letzten Moment; er springt nicht mehr, aber er weicht nicht zurück. Das Schwert, von dem nur der Griff noch zu sehen ist, im Leibe, schreitet er vorwärts, bohrt seine Hörner in die Erde und droht noch immer. Man umringt ihn, er streckt den Kopf nach allen Seiten und trifft endlich auf eines der todten Pferde. Da bleibt er stehen und läßt sich nieder, ruhig und lauernd, aufgerichteten Hauptes, wie unter den Blumen seiner heimischen Gefilde an den Ufern des Guadalquivir. Der Matador naht sich ihm von hinten und tödtet ihn vollends durch einen Dolchstoß. Sechs friedliche Maulthiere, königlich angeschirrt, treten auf

das Schlachtfeld und ziehen, unter Trompetenschall, den Leib des gefallenen Helden über den Sand.

Der zweite Stier (sein Name ist Peinado und sein Halsband blau und weiß) stürzt mit derselben Wuth hervor, wie der erste; er ist ebenfalls schwarz und hat einen weißen Streifen auf der Brust. Aber bald zeigt er den entgegengesetzten Charakter seines Vorgängers. Der Picador erwartet ihn stolz, und schon beim ersten Stiche läßt er die Lanze in der Brust. Anstatt nun vorwärts zu stürzen, weicht der Stier zurück. Ein allgemeines Hohngelächter ertönt von allen Seiten des Amphitheaters. Der Stier weicht weiter zurück, und mit einem Seitensprunge streckt er verrätherischer Weise den Reiter und sein Pferd in den Sand. Dieser treulose Angriff stellt nur auf einen Augenblick seinen Ruf wieder her. Der Wespenschwarm der Bandilleros fällt ihn an. Fuego! los perros! — Feuer! Hunde! tönt es aus allen Ecken. Man wirft ihm ein Halsband, wie aus Pfeilen, über. Diese Pfeile tragen kleine Geschosse, die über der Wunde losbrennen. Der Stier, erschreckt, zerfleischt, trunken, wie toll vor Wuth über jene Explosionen, die ihm das Innere verbrennen, dreht sich um sich selbst. Schweiß, Schaum, Feuer, Blut sprühen aus Wunde und Nase. Seine Augen leuchten wie Feuerbrände in seinem schwarzen Kopfe. In seiner unaussprechlichen Wuth stürzt er sich auf die Zuschauer, überspringt die Barriere und verschwindet im Korridor. Von neuem schießt er auf den Kampfplatz, und ein einstimmiges Brüllen ertönt aus der Menge. Die Seele des Stiers scheint in die Versammlung gewandert. Die blutigen Blicke des ganzen Volkes verfolgen, blenden die wüthenden und verzweifelten des Thiers. Jupiter als Stier, die brüllende Isis, die Centauren, die Lapithen, Pasiphan, all diese Bilder kommen mir aus dem Dunste von Schweiß und Blut, den ich athme!

Endlich wandert die zornige Seele der Menge in das Herz des Bucen-tauren und berauscht ihn. Die Schande, zum Schmerz sich gesellend, bringt seine Wuth aufs Höchste. Mit blindem Ungehäm stürzt er sich auf Alles, was ihm in den Weg kommt, auf ein Stück Papier, eine Orangentrinde, einen Lappen, auf die todten Pferde, die er von neuem feige verwundet. Von Blut triefend, läuft er in der Arena umher und fliehend steht er um Gnade. „La media luna — den Halbmond!“ antwortet brüllend die Menge, die ihm einen schimpflichen Tod zugebracht. Ein Bandillero kommt mit einer Art von Sense und zerhaut von hinten die Kniekehlen des Reigen. Das mächtige Thier fällt und schleppt sich auf den Knien um den Cirkus. Da stürzt eine Menge von Zuschauern voll Wuth und Verachtung in die Arena; sie fallen über die blutende Fleischmasse her und reiten darauf. Das Thier zieht noch einige Zeit diese Last von Wüthenden, bis es ermattet einsinkt.

Was bis jetzt geschehen war, sollte nur ein Vorspiel zu dem Triumphzug des Vulkan seyn, der auf einem Wagen erschien, an welchen zwanzig Cyclophen gespannt waren. Vulkan zeigte unter seinem Purpurmantel eine ganz castilische Gravität, die Homer nicht gekannt hatte, und die Cyclophen erhielten, so gut es anging, ihr großes Auge mitten auf der Stirn. Nach einem heroischen Umzuge beginnen die Schmiede von Lemnos nach dem Takte der Riego-Hymne die Lanze des Gottes zu schmieden. Als, um mit den Worten des Programms zu reden, diese Vorbereitungen getroffen worden, bricht der schreckliche Stier, den je die Küsten von Samothrace erzeugten, in die olympische Versammlung ein. Der Gott springt hinkend aus dem Wagen, die Schmiede zerfliegen, der Stier stürzt sich auf den Wagen, auf die Werkstätte und bricht Alles in Stücke. In der Verwirrung stürzt ein Cyclope. Der Stier kommt auf ihn los, stößt ihn ein*, zweimal mit der Stirn, drückt ihn in den Sand und springt zurück. Ich hoffte, daß, nach der gewöhnlichen List, der Verwundete sich wieder aufrichten würde; aber nein, es muerto, sagte ruhig mein Nachbar zu mir, und die traurige Schaar trug den Entseelten zur letzten Delung. Nicht ein Blick wandte sich weg von dem schrecklichen Schauspiel; man war zu begierig, zu wissen, ob der Gott rasche Rache nehmen würde. Er hält ein kurzes griechisches Schwert in der Hand, geht in erhabenem Schritt auf den Stier los, stellt sich drei Schritte von ihm auf, breitet seinen Mantel wie eine Fahne aus, verfehlt, stößt wieder und senkt sein Schwert bis zum Griff in das Thier. Der Stier steht unbeweglich, wie eingewurzelt, wie zu Erz geworden, auf seinen vier Füßen. Nach einem Augenblick knickt er zusammen. Ein langes Beifallklatschen erhebt sich . . .

Kaum haben Maulthiere die Leichen fortgezogen, als man Castagnetten klappern hört. Die Barriere öffnet sich von neuem; ein langer Zug von Tänzern und Tänzerinnen tritt hervor, getheilt in so viel Gruppen, als Spanien Provinzen hat. Jede dieser Gruppen trägt die Tracht einer Provinz. Man sieht Basken mit langen Köpfen auf den Schultern, Valencianer, halbe Araber mit Burnus, Catalonier mit breiten bunten Gürteln, Asturier und Galicier in schwarzen Mänteln. Die reichsten und glänzendsten sind die Andalusier mit den breiten Hüten, den graziösen Alpargatas, den bunten Stickerien und Stahlflecken. Alle ziehen in feierlichem Schritt vorüber, und das Volk betrachtet sie mit Stolz; auf dem noch rauchenden und blutigen Boden beginnen die Tänze. Der fandango, der Bolero wiegen sich in hücreisender Einfachheit. Die aragonische Jota erinnert an die edlen Bacchantinnen auf den antiken Vasen. Vom Leichtfinn zum Ernst, vom Ernst zur Sehnsucht, zur Begeisterung, zur Zügellosigkeit durchläuft der Tanz alle Färbungen des spanischen Charakters. Ein Moment ergriff die Versammlung. Jeder andalusische Tänzer beugt sich zur Erde, gleichsam um Blumen zu pflücken, die er darauf auf das Haupt seiner Tänzerin streut. Dann stützt er den gesenkten Kopf auf den Rücken seiner Hand, den Ellbogen auf die Schulter seiner Andalusierin und steht, ohne sich zu bewegen. O schweigende Träume, Gedanken der Liebe am Abend eines andalusischen Tages unter den Sternen Granada's, welcher Dichter wollte euch besser malen? Ich weiß nicht, ob diese Einzelheit ursprüng-

lich zu jenem Tanze gehört, oder ob sie improvisirt war, aber die Anmuth, der Adel, die Begeisterung in dieser einen Bewegung ergriffen auf einmal alle zehntausend Zuschauer. Dieses zerstückelte, zerrissene Volk, das seit Jahren seine Einheit vergeblich suchte, fand sie in diesem nationalen Instinkt für Schönheit und Liebe. Nicht ein Mensch war in der Menge, der nicht jene Poesie ohne Worte voll empfunden hätte. Die Phantasie verschwiferte alle Provinzen des alten Spaniens, ein Blitz des Glückes erhellte die Massen.

Das Selbstbewußtseyn der nordischen Völker spiegelt sich in der Begeisterung für ein Prinzip, für ein wohlverordnetes Recht, in dem Kampfe für ein Dogma der Vernunft. Aber in einem Hauche der eingeborenen Grazie, schon in der Bewegung, mit der eine Blume gepflückt wird, schon in einer Stellung, einem Reigen des Kopfes giebt sich jenseits der Pyrenäen der Genius des Volkes kund, denn diese Bewegung, diese Stellung ist dort ein Laut der heimathlichen Sprache, ein Wort, das durch ganz Spanien sein Echo findet und in den wechselnden Geschlechtern ewig finden wird.

Wieder erscheinen Stiere, und die Tänzer mischen sich unter die Zuschauer. Diesmal sind die Spitzen der Hörner durch aufgesetzte Kugeln unschädlich gemacht. Mit Ungebuld hatten die aficionados, d. h. die Dilettanten unter den Zuschauern, diesen Augenblick erwartet. Junge, gewandte Männer füllen die Scene, machen Fahnen aus ihren Mänteln und fordern das Thier heraus. Man greift an, fällt, stellt sich todt, richtet sich auf, greift wieder an, ermüdet den Stier und sich nicht. Endlich zieht eine Herde von Arbeiterrindern mit klingenden Glöckchen über den Kampfplatz. Vor diesem friedlichen Geläute verstummt der Krieg. Der Stier weicht erschöpft zurück, die Menge verschwindet durch die dreißig Ausgänge des Cirkus, lange Schatten fallen auf die Fläche, die Nacht ist da.

Ich allein bleibe an meinen Sitz genagelt, alle Glieder sind mir wie vom Fieber zerbrochen. Dieses Gemisch von Mord und Anmuth, von Kampf und Tanz hat mich erschöpft und verwirrt. Noch sehe ich das sprühende Blut, das bezaubernde Lächeln, die kramphastigen Todeskämpfe, die Wiegungen des fandango, die offenen Wunden und den träumenden Andalusier . . . Ich spritze rascher, als je im Traum, aus Dante's Centaurenkreis in das Paradies des Korans.

Heute Morgen konnte ich nicht begreifen, wie die Augen der spanischen Frauen das blutige Schauspiel ertragen würden; jetzt ist mir, als hätte jede Heldin Calderon's, Lope's und Rojas' wenigstens einmal eine corrida de novillos gesehen. In diesen Spielen haben sie früh ihre tragische Seele gehärtet. Wer, der die Romane gelesen, fände nicht im Herzen der Jimene einen Tropfen vom Blute des Stiers? Man meint, solche Wildheit vertrage sich nicht mit der Liebe. Gewiß nicht mit der Liebe des Florian, aber gewiß mit der des Calderon. Ein wahrhaft Liebender wird seine Geliebte hundertmal eher bei diesem Blutbade sehen wollen, als in den halb faden, halb obscönen Stücken, in denen unseren feinen Damen nicht das Mitleid, aber das Schamgefühl und die Seelengröße genommen wird.

Dieses Schauspiel, das so tief in den Sitten wurzelt, ist kein National-Bergnügen, es ist eine Institution, ist im Geiste des Volkes begründet, stärkt und stählt es, aber verdirbt es nicht. Wer sagt, ob nicht die besten Tugenden des spanischen Volkes, die Todesverachtung und die Ausdauer, durch das Beispiel der toros wach erhalten werden? In den Rabelungen habet sich Siegfried im Blute eines Ungeheuers, um unbeflegbar zu seyn. — Weder der sanfte Hauch des Südens, noch die milden Sitten der Mauren, noch die Mönchsherrschaft haben die Spanier verweichlichen können. Der Stier hat ihren Muth groß gezogen und in ihren heftigsten Schlachten an ihrer Seite gekämpft. Bekränzt seine Stirn mit einem Bande von Silber und Gold, denn er hat Muhammed, Philipp II. und Napoleon besiegt!

Wenn Italien einige Arien weniger hätte und dafür so ohne Ermüdung sich im Blute des Minotaurus badete, wer, glaubt ihr, verlöre bei diesem Tausche? Wenn ich Spanier wäre, ich würde nicht im Ramen der Sentimentalität an diesen Heldenspielen rütteln und stattete sie vielmehr mit all ihrem alten Glanze aus. Denn an die Stelle der Stiergefächte träte das fremde Theater mit seinen Zweideutigkeiten und Fälschungen; die wahre Kunst gewänne nichts, und es verbreitete sich Entnervung statt der Civilisation. Wenn ich einen Fremden die Spanier auffordern höre, ihren Corrida's zu entsagen, so muß ich stets an den Löwen in der Fabel denken, der sich die Klauen abschneidet.

Asien.

Die Sage vom Theophilus.

Was hat das gebuldige Publikum nicht schon über die Sage von Dr. Faust sehen und glauben müssen, seit Goethe dieselbe zur Grundlage seines Wunderbaues gewählt hat! Wie viel unnütze Gelehrsamkeit und Geistreichigkeit ist ihm in den Kauf gegeben worden! Und dennoch erwarten nicht nur unbedeutende Einzelheiten, sondern sogar Haupttheile der Sage und durchgreifende Züge noch jetzt ihre Erklärung. Gründliche und vorurtheilslose historische und mythologische Quellenforschung kann hier allein zur richtigen Erkenntnis führen. Einen schönen Anfang zur Lösung der Aufgabe auf diesem Wege finden wir in Emil Sommer's so eben hier erschienenem Schriftchen über des Theophilus Bund mit dem Teufel*), dessen Inhalt wir dem Leser in aller Kürze mittheilen wollen, ohne der hergebrachten und von Buch zu Buch fortgepflanzten Irthümer weiter zu gedenken oder ihre Widerlegung im genannten Büchlein besonders anzumerken.

*) De Theophili cum diabolo foedere scripsit Aemilius Sommer. Berolini apud Guillelmum Besser MDCCCLIV. 48 Seiten 8.

Die Sagen von Bündnissen mit dem Teufel, welche während des Mittelalters unter den Völkern germanischer Abstammung umliefen, beruhen auf einer doppelten Grundlage, theils auf orientalischer, theils auf germanisch-heidnischer. Der Teufel selbst ist ein Erzeugniß der orientalischen Speculation, welche sich die gesammte Welt unter der Herrschaft zweier einander feindselig gegenüberstehender Wesen, eines guten und eines bösen, eines lichten und eines finsternen, dachte. Die Verbindung des Menschen mit diesem Wesen der Finsterniß und des Bösen gewährt ihm übernatürliche Kräfte, mit deren Gebrauch aber nothwendig ein Kampf gegen das lichte und gute Wesen, gegen Gott, und ein Eingriff in die Rechte und Güter seiner Verehrer verknüpft ist. Diese Verbindung, als sündhaftes Streben nach der Erreichung körperlichen oder geistigen Besitzes und Vermögens, ist jederzeit für den Betheiligten ein schwerer Vorwurf gewesen. Johannes der Täufer und Christus wurden derselben von den Pharisäern beschuldigt. — Im heidnischen Deutschland dagegen, wo das Volk an zahlreiche Götter höheren und niederen Ranges mit mannigfach begränzter und abgestufter Macht glaubte, konnte es Niemanden zum Vorwurf gereichen, wenn von ihm erzählt wurde, daß er in einem näheren Verhältnis zu einem jener Götterwesen, als dessen Liebling oder Verbündeter, stehe. Daher die vielen zum Theil noch jetzt unter dem Volk erhaltenen Sagen von dienenden Hausgeistern oder Kobolden, von Verheirathungen mit Nixen, von Verträgen mit hauberständigen Riesen; denn auf diesen Verbindungen ruhte kein Zorn, sondern im Gegentheil Segen der Götter. Diese Sagen unterscheiden sich von jenen morgenländischen Ursprungs auch schon äußerlich dadurch, daß das helfende höhere Wesen meist als persönlich dienstbarer, gegenwärtiger, freundlicher Begleiter des Menschen erscheint. Mit der Einführung des Christenthums aber wurden die alten Götter der Deutschen zu Teufeln herabgedrückt, und ihre Verbündeten fielen der Hölle anheim, obgleich in der Sage noch heute der alte schuldlose Charakter durchschimmert.

Zum Lohn für den Bund gewährt der Teufel Reichthümer, Ehren, übernatürliche Geisteskräfte und dadurch auch Macht über andere Menschen. Den Gipfel dieser Macht bildet die Zauberkunst; sie galt schon den Juden als Gabe des Satans. In Deutschland freilich gab ihr der Volksglaube vor Einführung des Christenthums ganz anderen Ursprung und Charakter. Nach dieser Zeit aber war sie auch hier nur mit Hilfe des Teufels zu erlangen, obgleich nicht Jeder, der einen Bund mit dem Teufel einging, nothwendig gerade ein Zauberer wurde. Die Sagen von Hexen und Zauberern vermehren sich allmählig in Deutschland und werden mit dem fünfzehnten Jahrhundert außerordentlich zahlreich. Der Kenner findet in ihnen häufig die herrlichsten Reste des alten Heidenthums. Endlich fließen eine sehr große Anzahl derselben in der Sage vom Dr. Faust zusammen. Fast nirgend liegt ihr doppelter Ursprung deutlicher zu Tage, als in den alten Volksbüchern, welche die Geschichte dieses Zauberers erzählen. Der erste Theil dieser Volksbücher enthält eine philosophirende Unternehmung über das Wesen Gottes und des Teufels und ihr gegenseitiges Verhältnis, der zweite aber, welcher Faust's Thaten erzählt, bringt fast nur mehr oder minder veränderte, ja selbst ganz erhaltene Sagen deutsch-heidnischer Ursprungs. Der Verfasser unserer Abhandlung verspricht, an einem anderen Orte zu beweisen, daß sogar Mephistopheles in den ältesten Volksbüchern von einem Kobolde nicht wesentlich verschieden sey.

Ob Faust in die Sage eintrat, war unter denen, welche ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen hatten, am berühmtesten Theophilus, ein vornehmer Geistlicher, der im sechsten Jahrhunderte gelebt haben soll. Die Sage von ihm ist sehr einfach, blieb aber fast ein Jahrtausend lebendig im Volke, weil sie zwei Elemente enthält, welche die ganze Christenheit bewegten: die unwiderstehliche Verlockung durch den Satan und die Erlösung durch Maria. Ein gewisser Eutychianus, der sonst unbekanntere erste Berichterstatter, erzählt ungefähr folgendermaßen: „Theophilus war ein sehr frommer und rechtschaffener Stiftdiener an der Kirche zu Adana in Cilicien. Als der Bischof des Sprengels gestorben war, wurde er von Geistlichkeit und Volk einstimmig zum Nachfolger erwählt, bekannte sich aber solcher Ehre nicht würdig genug und lehnte sie ab. Ein Anderer bestieg also durch Wahl den bischöflichen Stuhl und läßt sich durch Verleumder verblenden, den nach wie vor sein Amt gewissenhaft verwaltenden Theophilus abzusetzen. Durch diese Ungerechtigkeit gereizt, sucht der Vertriebene einen jüdischen Zauberer auf, um durch dessen Hilfe wieder in sein Amt zu gelangen. Der Zauberer führt ihn bei Nacht in eine Versammlung von Teufeln, vor denen er Christus und Maria ableugnet und sich durch einen unterschlagenen Brief dem Satan zu eigen giebt. Kurz darauf wird er von dem Bischofe in alle seine früheren Würden wieder eingesetzt und mit Ehren überhäuft. Anfangs benimmt er sich herrisch und übermüthig im Vertrauen auf den Beistand des Teufels, bald aber kommt ihm die Reue, und durch vierzigstägiges Fasten und Beten erfleht er die Gnade Maria's, welche Christum bewegt, dem Sünder zu vergeben, und selbst den Vertrag aus den Händen des Teufels wiederschafft und dem Theophilus, während er in der Kirche schläft, auf die Brust legt. Darauf bekennet Theophilus öffentlich sein Vergehen und Maria's rettende Gnade, verbrennt die wiedererlangte Verschreibung und stirbt am dritten Tage.“

Durch die lateinische Uebersetzung eines nicht näher bekannten Paulus Diaconus ging die Sage in den Westen Europa's über und wurde in lateinischer, deutscher und französischer Sprache, in gebundener und ungebundener Rede häufig bearbeitet, auch als Mysterium oder geistliches Schauspiel vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhunderte in Deutschland und Frankreich dramatisch dargestellt. Der Kern der Sage blieb durchaus unverändert, wohl

aber finden sich einzelne Abweichungen und Zusätze, welche jedoch keinesweges willkürliche Aenderungen eines gelehrten Bearbeiters, sondern unmittelbare Ergebnisse des lebendigen Volksglaubens sind. Eben so ist die Sage vom Dr. Faust ein reines Erzeugniß desselben lebendigen Glaubens und hat mit der Legende vom Theophilus nichts weiter gemein, als den allgemeinen Zug eines Bündnisses mit dem Teufel; und ungenaue, oberflächliche Studien konnten die Literaturhistoriker zu entgegengefügten Urtheilen verleiten.

Im genannten Büchlein finden sich noch manche hübsche Winke über den eigenthümlichen Charakter der Faustsage, welche uns eine vollständige Bearbeitung derselben von der Hand des Herrn Dr. Sommer lebhaft wünschen lassen.

3.

Mannigfaltiges.

— Französischer Panlawismus. Herr Eyprien Robert, dessen Werk über die Slawen der Türkei auch bereits ins Deutsche übersezt worden, ist von einer neuen Reise in den slawischen Ländern nach Paris zurückgekehrt und setzt in der Revue des deux Mondes seine Artikel über die griechisch-slawische Welt fort (Le Monde Greco-Slave), unter welcher Benennung er nicht bloß die Nachkommen der alten Hellenen und Sarmaten, sondern Alles begreift, was zwischen Damaskus und Irkutsk, zwischen der preussisch-polnischen und der sibirisch-chinesischen Gränze wohnt. Nicht wie Prof. Falmerayer slawifizirt er jedoch die Hellenen, sondern er hellenisiert vielmehr die Slawen, insbesondere aber die Albanesen und Serben, unter denen er überall griechische Einflüsse findet. Dieser angebliche Hellenismus unter den Slawen ist ihm denn auch das Wahrzeichen der künftigen Einheit und Größe derselben, obwohl er eben so wie Falmerayer jede persönliche Hinneigung zu russischen Tendenzen auf das entschiedenste desavouirt. Er ist ein Apostel des Panlawismus, will jedoch dabei als guter Franzose seine zarischen Antipathien bewahren. Als guter Franzose kommt es ihm dabei auch auf einige Millionen Deutsche nicht an, und mitten unter uns Norddeutschen, so wie in allen germanischen Gauen Oesterreichs, geht er auf slawische Eroberungen aus. Schaffarik und Lindvit Gay haben kaum jemals an so viele Eroberungen gedacht, als ihnen Herr Eyprien Robert mit seinen Reunionskammern zuführt. Um nur einen Begriff von seinen Phantasieen zu geben, theilen wir hier einige seiner Behauptungen mit. In Bezug auf Böhmen sagt er: „Unter den 4½ Millionen Einwohnern Böhmens und Mährens werden diejenigen, welche der Abstammung nach Deutsche sind, täglich stolzer auf ihren Titel „Böhmen“ und auf das in ihre Adern eingesprüzte slawische Blut. Man könnte beinahe sagen, daß die wärmsten Verteidiger der tschecho-slawischen Nationalität Deutsche sind. Die angebliche Germanisierung der Böhmen mag daher immer fortbauern, denn trotz denjenigen, von denen sie ausgeht, trägt sie edle Früchte und liefert den Unterdrückten Pflöckstruppen zum Kampf.“ — Noch fabelhafter und in der That mehr so, als hätte es Herr Robert geträumt, statt gehört oder gar vor sich gesehen, klingt das, was er über Schlesien sagt. „Es giebt“, ruft er aus, „ein Land, wo sich die beiden der lateinischen Kirche angehörenden Nationalitäten der slawischen Welt begegnen und vermischen: und dies ist Schlesien. Diese unglückliche von ihren Herren so unwürdig ausgebeutete Provinz, dieses Schlesien, das man für ganz deutsch hielt, ist als Slawin aufgestanden. Durch seine Sprache halb tschechisch und halb polnisch, liebt es jetzt die Journale beider Völker und mischt sich voll Eifer in die darin zur Sprache kommenden Fragen. Einerseits auf Prag und andererseits auf Posen sich stützend, fängt Schlesien ein neues Leben an. Alle diese Erfolge sind der polnischen Revolution zu verdanken. Die Leiden Polens, weit davon entfernt, seine moralische Macht zu vermindern, haben dieselbe nur erhöht, und heutzutage ist das am meisten verfolgte unter den slawischen Völkern dasjenige, das unter ihnen den größten Einfluß besitzt.“ — Man wird hieraus einen Schluß ziehen können, wie gründlich und fern von allen romantischen Oberflächlichkeiten unser französischer Panlawist zu Werke geht.

— Skizzen aus Konstantinopel. Von Charles White's trefflichem Skizzenbuch: „Three Years at Constantinople“ ist so eben unter dem Titel: „Häusliches Leben und Sitten der Türken“ der erste Band einer von Alfred Reumont herausgegebenen deutschen Uebersetzung erschienen. *) Oberst White, früher Adjutant des Herzogs von Cambridge, hat sich bereits durch seinen fashionalen Roman „Herbert Milton“ in der novellistischen und durch seine „Geschichte der belgischen Revolution“, deren Zeuge er zum Theil war, in der politischen Literatur einen rühmlichst bekannten Namen erworben. Sein bestes Werk bilden jedoch die vorliegenden Skizzen, die Frucht eines dreijährigen, durch mancherlei Umstände, namentlich aber durch seine Freundschaft mit dem vormaligen englischen Botschafter Lord Ponsonby, begünstigten Aufenthalts in der osmanischen Hauptstadt. Wie kein anderes Werk eines Touristen, macht uns dieses mit den Volkssitten und Gewohnheiten jener eigenthümlichsten aller Weltstädte bekannt, in welcher sich orientalische Indolenz mit allen Verfeinerungen und Intriguen des Occidents begegnen. Der deutsche Herausgeber, der sich ebenfalls eine Zeit lang in Konstantinopel aufhielt, war dadurch um so mehr befähigt, eine überall zutreffende und hin und wieder auch durch Anmerkungen ergänzte Bearbeitung des an charakteristischen Geschichten und Anekdoten ungemein reichen Buches zu liefern. Falls Raum und Stoff es zulassen, kommen wir nochmals darauf zurück.

*) Berlin, Alexander Dunder.